

Das Waldviertel

Blätter für Heimat- und Volkskunde des niederösterreichischen Waldviertels.

In Verbindung mit dem Verein für Landeskunde und Heimatschutz von Niederösterreich und Wien / Öffentliches Organ des Stadt-Museums Drosendorf, der Krahulek-Gesellschaft Eggenburg, der Heimatmuseen in Gmünd, Horn, Krems, Raabs an der Thaya, Waidhofen an der Thaya und des Museums der Stadt Zwettl.

Erscheint sechswöchentlich. Erscheinungstage: 15. Jänner, 1. März, 15. April, 1. Juni, 15. Juli, 1. September, 15. Oktober, 1. Dezember l. J.

Schriftleitung, Verwaltung und Anzeigenannahme: Waidhofen an der Thaya, Kirchenplatz, Niederösterreich.

Jahresbezugspreis 1932: Für Oesterreich ganzjährig S 3.50, halbjährig S 2.— (Einzelheft 50 g), im Auslandsverand um S 1.— für Portospesen mehr.

5. Jahrg.

1. März 1932

Folge 2

Inhalt:

Aus der Heimat des Bausteines der Wiener Gotik. Von Angela Stifft-Gottlieb, Kuratorin am Krahulek-Museum in Eggenburg.

Die Hussiteneinfälle ins niederösterreichische Waldviertel. Von Heinrich Gahler, Lehrer in Weitersfeld.

Die Franzosen in Zöbing. Von Rudolf Haindorfer, St. Pölten.

Litschau in Kriegszeiten. Von B. v. A., Litschau.

Am Rande der Waldmark. Von Artur Lorenz, Reg.

Altgewürdige Denkmäler auf dem Marktplatz in Kirchberg am Walde. Von Oberlehrer Karl Müller, Kirchberg am Walde.

Die Bodenschätze des Waldviertels (Sandstein, Sand, Lehm und Alaun). Von Emmerich Schach, Oberlehrer i. R., Allentsteig.

Noch einmal: Weitra und das Weitragebiet. Von Luise Hackl, Brühl bei Weitra.

Vorgeschichten aus unserem Waldviertel:

Das Federmandl. Von L. Sturm-Tannwald, Wien.

Bilder:

Südseite der Pfarrkirche; Recturm;
Alte Schule.

Nordwestl. Hauptplatz; Pestsäule;
Lange Zeile.

Skulpturen an der Pfarrkirche.

Pfarrkirche zu St. Stephan (gegen Osten).

Mittelschiff der Pfarrkirche zu St. Stephan.

Für Beiträge, die ohne Vorbehalt eingesandt wurden, ist redaktionelle Aenderung vorbehalten. Unverlangt einlangende Manuskripte müssen, wenn hierfür Honorar verlangt wird, mit entsprechendem Hinweis versehen sein. Rücksendung erfolgt nur bei Rückporto. Beiträge, die auch in anderen Zeitungen erscheinen, werden nicht honoriert und müssen den Vermerk „frei“ tragen. Genaue Anschriften, deutlich schreiben!

Heimat- und volkskundliche Beiträge über unsere Waldviertler Heimat sind sehr erwünscht, desgleichen solche über das Wirtschaftsleben und die kulturellen Bestrebungen des Waldviertels, und ergeht an alle Heimatgenossen, die sich in dieser Richtung betätigen, die Einladung zur Mitarbeit. Den Verschönerungs-, Museal-, Volksbildungsvereinen, Fremdenverkehrsverbänden, den heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaften der Bezirksschulbehörden und Gemeindeverwaltungen, den Heimatverbänden der Waldviertler in Wien, den Wirtschafts- und Kulturverbänden jeder Art wird für ihre Tätigkeitsberichte und Aufrufe an die Öffentlichkeit Raum gewährt. Es wird gebeten, sich mit der Schriftleitung ins Einvernehmen zu setzen.

Eigentümer, Herausgeber, Verleger und verantwortlicher Schriftleiter: Hans Haberl jun., Waidhofen an der Thaya. — Druck: „Albrecht Dürer“, Wien, VII., Bandgasse 28.

Bitte um Mitteilungen an den Verlag!

Wer kennt alte Waldviertler Weihnachtslieder, wie sie ehemals gebräuchlich waren oder noch gebräuchlich sind? Mitteilung von Text und Melodie erwünscht!

Wer kennt folgende Familiennamen und wo kommen diese vor im Waldviertel: Böswirth, Kofl, Kemptner, Kammerlocher, Funder, Bagerer (Pezerer, Peperer?), Boschacher, Magerl, Mägerl, Mägerle? Mitteilungen darüber erwünscht!

Bücher- und Zeitschriftenecke.

Einfahr und Heimkehr. Von Heinrich G ü t t e n b e r g e r. Reinhold-Verlag, Wien, 9. Bez., Löblichgasse 3. 281 Seiten. Preis S 5.80.

Wir sind mit unseren Gedanken zuviel in der Welt draußen und da ist es gut, heimgeführt zu werden, noch dazu von einem so feinen, vornehmen Geiste wie Güttenberger. Eine Sammlung Skizzen und doch ein ganzes Buch, so liegt der mit reizenden Initialen Rose Reinholds geschmückte Band vor uns, gefüllt von dem einen österreichischen Geiste, der von Güttenberger eine besondere Prägung erfahren hat, als eine Einheit von Heimatgefühl, Kulturstolz und Religiosität, der immer allein dastehen wird innerhalb der gesamtdeutschen Welt. Der Inhalt ist in fünf Abschnitte unterteilt, die in sinniger Ordnung die Skizzen reihen: Es ruft der Ruckuck und die Lerche singt, die Lieblingsvögel der Deutschen, ein Feldweg führt ins Leben; ein kleiner Erdenbürger tritt in die Welt, von einer wahren Mutter betreut; Straßen breiten sich und laufen, die eine hatten schon die Nibelungen unter ihren Füßen, eine andere führt gar an Schloß Schwarzenau vorbei (die beiden Skizzen „Nibelungenstraße“ und „Das tote Schloß“ — gemeint ist Schwarzenau — machen für den Waldviertler den Band vor allem wertvoll); Goethe ist für dieses Jahr nicht vergessen und um österreichisch zu bleiben tritt auch Grillparzer hervor; das Dorf steht wieder am Schluß. Was hervorgehoben werden muß, das ist der Gedanken- und Gemütsreichtum, das Sinnige. Für den Heimatkundigen und Heimatliebenden das Naturnahe, Bodenständige. Die tiefe Religiosität erhebt die „besinnliche Kurzweil“ zum Erleben. Da dem Werke ein Bild des Dichters beigegeben ist, regen sich beim Leser persönliche Gefühle, die aus Dankbarkeit und Bewunderung bestehen und irgendwie im Innern den österreichischen Menschen weiterbilden. G. P r o i ß l.

Die Gruppe. Neun Lyriker aus Oesterreich. Herausgegeben von Friedrich Sacher. Arnstall-Verlag, Wien, 1. Bez., Trattnerhof 2. 160 Seiten, in Rohleinen gebunden S 10.—.

Neun österreichische Lyriker: Richard Billinger, Artur Fischer-Colbrie, Wilhelm Franke, Hans Leishelm, Paula Ludwig, Friedrich Sacher, Walter Sachs, Wilhelm Szabo und Julius Zerzer. Dem Waldviertler fallen vor allem gleich zwei Namen auf: Wilhelm Franke und Wilhelm Szabo. Vielleicht vorerst nur deswegen, weil von den beiden Lehrerdichtern der eine aus Litischau stammt, der andere aus Gmünd. Doch bald glaubt man Heimatliches zu erkennen an ihnen und Verwandtes unter ihnen. Sie stehen einem nah im heimatlichen Stoff ihrer Arbeiten, und darum liebt man sie, aber fern in der Behandlung des Stoffes als Künstler, und darum bewundert man sie. Beide verraten in einigen Stücken ihren Lehrberuf, indes auch mehr als ein Zugeständnis an die Gegend, in der sie ihn ausüben müssen. Nicht in allen Augenblicken scheinen sie sich in der Welt-verlorenheit, Abgeschlossenheit des Waldlandes wohlzufühlen, ihr künstlerisches, poetisches Fühlen scheint in der zu schlichten, derben Umgebung zuviel auf sich selbst angewiesen zu sein und das Begnügen sah kein freies Wollen. „Den Gleichakt zwischen Wunsch und Pflicht“ suchen sie mit Falke. Aus diesem Zwiespalt zwischen der Berufsgelassenheit und dem Verlangen nach Weite und Welt sind einige der in dem vorliegenden Gruppenbuche enthaltenen Gedichte erwachsen. Bei Franke: „Am Mitternacht gesungen“, „Wolkenschwerer Abend“, „Der arme Leier“, „Abschied vom alten Wirt“, „Der Heimgekehrte“: bei Szabo, der oft offen seine Unzufriedenheit zu Worte kommen läßt: „Morgenwunsch“, „Gefängnis Dorf“, „Dorfseele“, „In der Heimat“, „Erkenntnis“, „Der Fremde“, „Der Abgewandte“, „Morgengedanken“, „Bewünschung“, „Zerknirschung“. Eine Unterscheidung drängt sich wohl auf: Franke webt feiner, mehr Seele, Liebe, Gemüt, Sinn; Szabo stärker, kräftiger, Sinnlichkeit, Naturnahe, Blutwärme, gestaltende Gedanklichkeit. Durchaus selbständig Schaffende sind beide. Es zeigt sich deutlich auch das Abgeschiedene ihres künstlerischen Daseins. Sie wachsen alleine, ohne Geselligkeit mit ihrer Förderung und Hinderung. Aber jeder gehört ganz der Heimat. Das Waldviertel hat Anspruch auf sie als seine Söhne. Den Waldviertlern aber ist die heilige Pflicht der Gefolgschaft. G. P r o i ß l.



Das Waldviertel

5. Jahrg.

1. März 1932

Folge 2

Aus der Heimat des Bausteines der Wiener Gotik

Von Angela Stijft-Gottlieb, Kuratorin am Krahulek-Museum in Eggenburg.

Vor Millionen Jahren. Vor zwei? Oder mehr? Oder weniger Millionen? Es ist die Zeit, welche die Geologen das Miozän nennen. Das Mittelländische Meer ist in Europa eingebrochen und zieht als schmaler Meeresarm, oder beckenartig erweitert, längs der Rhone herauf in weitem Bogen über die Nordschweiz, den Nordrand der Alpen, Teile von Niederösterreich, längs dem Nordrande der Karpathen über Rumänien und das Schwarze Meer, um schließlich im Aralsee zu enden. Unsere heute so liebliche und reizvolle Eggenburger Heimat ist von diesem Meere überflutet, um ihre Granitklippen, den Wistrand, branden die Wogen, die von der Macht des Wassers grob oder fein zerriebenen Gesteine sinken als Sand zum Meeresboden und begraben die Toten einer überreichen Tierwelt, die, in den verschiedenen Zeiten verschieden gestaltet, das Meer in ungeheuren Mengen bevölkert. So schreibt jede Zeit in einer anderen Schrift ihre Zeilen und schließlich wird die Urkunde dieses Meeres daraus dem Wissenden gut entzifferbar. In der obersten und letzten Ablagerung verkitten kalkbildende Lebewesen die Sande zu festem Kalksandstein, der wie eine schützende Decke die in Sand geschriebene Geschichte des Meeres einhüllt. Das brausende Meer ist leicht und müde geworden, die lebhaften Wogen sind still, versprüht der Gischt, matt lecken die Wellen am einst umtosten Strand. Die Zeit fließt, das Meer vergeht, Flüsse strömen, nagen ihre Täler aus, schwemmen die Meeresande fort, die Sandsteindecke bricht ein, das warme Meeresklima wandelt sich, wütende Staubstürme der Eiszeiten rasen und werden wieder still, die Temperatur steigt, Wälder grünen, die Jetztzeit der Erde ist da! An geschützten Stellen der ehemaligen Meeresbucht sind noch die Sandlager des Meeres zu finden und darüber die oft mächtige Decke des Kalksandsteines. Dieser eignet sich, seiner leichten Bearbeitung im frischgebrochenen, weichen Zustande und der Widerstandsfähigkeit nach erfolgter Verhärtung wegen, in ausgezeichnetem Maße zum Kunst- und Werkbaustein. Es ist der Eggenburger oder Zogelsdorfer Sandstein, der Baustein der Wiener Gotik. Zu welcher Zeit seine Schätzung begonnen hat, läßt sich nicht ermitteln, jedoch sind schon die älteren Teile der Wiener Stephanskirche sowie die zwei um 1180 errichteten romanischen Türme der Pfarrkirche zu St. Stephan in Eggenburg aus diesem Eggenburger Sandstein erbaut. In der Folge wurden alle gotischen Bauten Wiens, wie die Stephanskirche, die Michaelerkirche sowie später zahlreiche Paläste, Schlösser, Stifte, wie Klosterneuburg, Schönbrunn, Teile der Hofburg, des Rathauses, die Hofmuseen, aber auch der Regensburger Dom aus dem beim Florianibründl und in Zogelsdorf gebrochenen Eggenburger Sandstein errichtet; die letzten Blöcke, die aus den nun erschöpften und verwachsenen Steinbrüchen den Weg in die Weite gezogen sind, waren für die Herkulesfiguren an der Hofburg am Michaelerplatz bestimmt, die Rudolf von Weyrs Meisterhand geformt

hat. Selbstverständlich wurde dieser vorzügliche Skulptur- und Werkstein auch im weiten Umkreise seiner Heimat geschätzt, daraus Schlösser, Kirchen und Karner erbaut und die ganze Gegend mit künstlerischen Steinplastiken, Wegkreuzen und Bildsäulen übersät. Die Dombauhütte von St. Stephan in Wien, auf dem großen Hüttentage zu Regensburg am 25. April 1459 als eine der vier Haupthütten des Deutschen Reiches anerkannt, hatte durch Jahrhunderte ihren Standort in Eggenburg, dem Sitze alter berühmter Steinmeßgeschlechter, und bezog all ihr Material aus den beiden damals in großem Maßstabe abgebauten Steinbrüchen. Ihr wird die Erbauung der Stephanskirche in Eggenburg zugeschrieben. Das Bild des sich in anmutige Landschaft schmiegenden altertümlichen, schönen Städtchens Eggenburg erfährt seine Krönung durch die hoch überragende, in edlen Linien aufstrebende Pfarrkirche zu St. Stephan, ein Wahrzeichen der Gegend, durch Lage und Massigkeit alles beherrschend. Eggenburger Sandstein ist von den Meistern und Gejellen der Wiener Bauhütte nach dem Vorbilde des Wiener Stephansdomes an Stelle der alten romanischen, einst aus demselben Gestein erbauten Kirche aufgetürmt und kündet heute noch als eine der schönsten Landkirchen die ruhmvolle Kunst ihrer Erbauer. Von der alten Kirche, deren Geschichte sich, wie die der Stadt, ins Dunkel verliert, sind noch die beiden 1180 errichteten, ungleich hohen Türme erhalten, sowie ein Steinlöwe als Wasserspeier und eine Steinskulptur, die „Zwillinge“, um welche die Sage ein immergrünes Kränzlein flocht. Der 1485 beendete Neubau der Spätgotik zeigt eine dreischiffige Hallenkirche, mit an der Ostgiebelwand vorgebautem, von den romanischen Türmen flankiertem Chore, rings durch Strebepfeiler gestützt, zwischen denen die hohen Spitzbogenfenster mit verschiedenem zierlichem Maßwerk eingefügt sind. Am Ostende des sehr hohen Spitzgiebelbaches saß seit 1520 ein Dagreiter, der 1902, einige Minuten nachdem ihn noch der bekannte Maler Hans Göginger gezeichnet hatte, vom Blitz zerschmettert in die Tiefe stürzte. Seither ist er durch eine getreue Kopie ersetzt. An der westlichen glatten Giebelmauer befindet sich ein einstöckiger Anbau, aus dessen zu einer Halle ausgehobenem Untergeschoß sich das Haupttor in die Kirche öffnet. Dort schmiegt sich in einen Winkel ein achteckiges Treppentürmchen, die „Spindel“, in Steindach und Kreuzblume endend. Um die Kirche herum ein Freiluftmuseum, Steinskulpturen und Grabsteine, alle von der romanischen Grabtafel bis zum modernen Kriegerdenkmal von Stundl, Kultur und Geschichte ihrer Zeit widerspiegelnd. Der innere Aufbau erinnert noch weit mehr als der äußere an den der Wiener Stephanskirche: schlanke, feingegliederte Pfeiler streben nach aufwärts und lösen sich dort in ein schönes, reiches Netzgewölbe auf. Das Westempore trägt hinter dem zierlichen Geflechte der Holzbalustrade die feingeschmückte Orgel. Ein breiter, spitzer Scheidebogen trennt das Langhaus vom Chore, welches, durch das Speisegitter abgeschlossen, das Presbyterium mit dem Hochaltar birgt, ferner das vom Pfarrherrn Matthäus Lang, dem Ratgeber Kaiser Maximilians I. und späteren Erzbischof, 1505 gestiftete Licht- oder Sakramentshäuschen, ein zu Stein gewordener Traum der Spätgotik, den vom Eggenburger Steinmeß Jakob Seer 1730 um 30 Gulden gearbeiteter Grabstein des Propstes Conrad von Albrechtsburg, die von diesem beim heimischen Tischler Andre Niedermayer um 125 Gulden bestellten Herrenstühle mit schwarzer Bandintarsia und reichgeschnitzter goldener Bekrönung. Von den Pfeilern und Wänden des Langhauses sehen ernst prachtvoll ausgearbeitete Grabsteine angesehener Eggenburger Bürger. An einen freistehenden Pfeiler gelehnt, erhebt sich die Kanzel, die 1515 aus einem Eggenburger Sandsteinblock in wundervoller Steinmeßarbeit kunstreich herausgemeißelt, eine etwas vereinfachte Kopie der Kanzel in der Wiener Stephanskirche ist. Ein Haupt- und sechs Seitenaltäre schmücken die Kirche, darunter zwei von besonderer Schönheit, in barocker Pracht. Diesen reiht sich ein von 1521 stammender, sehr schöner gotischer Flügelaltar an, eine der heiligen Elisabeth geweihte Widmung der Zünfte. Die reichen Kunstschätze dieser ehrwürdigen alten Kirche bilden alljährlich das Ziel vieler Kunstwanderungen von überall her. Eine weihervolle Stimmung ist über dieses schöne Gotteshaus gebreitet, durch Jahrhunderte immer wieder erneute

Seufzer, flehentliches Bitten, inniges Beten, fromme Lieder ziehen mit den schlanken Pfeilern der Höhe zu. Still und freundlich blicken Heilige und Engel von den Altären, die Kirchenlehrer aus dem Maßkorb der Kanzel. Duftender Weihrauch schwebt in zarten Wolken durch den Raum, sterbende Blumen hauchen ihre letzten betäubenden Wohlgerüche aus.

Weit ist der Weg vom miozänen Meeresstrande über das machtvolle Kredo der Wiener und Eggenburger St.-Stephans-Kirche zu den Herkulessäulen am Burgtor.

Saxa loquuntor!

Ja, Steine reden! Nur muß man ihre Sprache auch verstehen. —

Die Hussiteneinfälle ins niederösterreichische Waldviertel

Von Heinrich Gahler, Lehrer in Weitersfeld.

Ueber den Feuertod des Ketzers Johann H u ß gerieten seine Anhänger in große Erregung. Die Radikalen unter ihnen — T a b o r i t e n genannt — ergriffen im



Südseite der Pfarrkirche.

Redturm.

Alte Schule.

Jahre 1419 sogar die Waffen zum Bürgerkriege. Unter Führung des kriegsgeübten und tapferen Draufgehers Ziska zogen sie mordend und raubend durch Böhmen und Mähren. Als in ihrer Heimat nicht mehr viel zu holen war, überschritten die Hussiten die Grenzen und drangen in die Nachbarländer ein. Von diesen fürchterlichen Raubzügen — r a u c h e n d e S p a z i e r g ä n g e genannt — blieb auch unser Waldviertel nicht verschont.

Abgesehen von kleineren Einfällen im Norden und dem kurzen Streifzug der Taboriten gegen Eggenburg, als die Stadt Keß Ende November 1425 gefallen war, unternahmen die Hussiten vier bedeutendere „Spaziergänge“ ins Viertel ober dem Manhartsberg. Vom ersten wurde besonders der Gmünder und Zwettler Bezirk betroffen. Im Winter 1426 zogen unter Führung Prokops 4000 Mann von Budweis gegen Weitra. Davor hielten sie kurze Rast und marschierten bald gegen Zwettl. Am 1. Jänner 1427 waren die Hussiten schon vor der Stadt. Erst erstürmten sie das Kloster und plünderten es aus; doch erbeuteten die Taboriten nicht allzuviel, da die Mönche vor dem Einfall die

Kostbarkeiten des Stiftes nach der Feste *Lichtenfels* gebracht hatten. Die Stadt *Zwettl* konnten die Hussiten jedoch nicht einnehmen. Sie war gut befestigt, die Bürger wehrten sich tapfer und die Zahl der Belagerer war zu gering. Deshalb zogen diese gegen Böhmen ab, um Verstärkung zu holen. Ein Teil marschierte plündernd und mordend über *Schweiggers—Gmünd—Zugger*s, der andere schlug den Weg gegen *Waidhofen—Dobersberg* ein. Rauchsäulen, ausgeraubte Gehöfte, verstümmelte Leichen, klagende Mütter, jammernde Kinder und geschändete Jungfrauen, das waren die Spuren, die die Wüstlinge zurückgelassen hatten.

Schon nach einigen Wochen ließen sich die Hussiten wieder im *Waldviertel* blicken. Da sie früher zuwenig Bewaffnete mithatten, um die befestigte Stadt *Zwettl* erobern zu können, betraten sie diesmal verstärkt unseren heimatlichen Boden. An welcher Stelle sie die Grenze überschritten, das ist zweifelhaft. Höchstwahrscheinlich wählten sie wieder den Weg über *Weitra*. Die Geschichte von *Weitra* berichtet nämlich, daß sich die Stadt auch in den folgenden Jahren — es war die Rede vom ersten Einfall 1426 — gegen diese Feinde wehren mußte, und nie ist es so naheliegend, wie beim zweiten Einfall. Von *Weitra*, wenn die Annahme stimmt, zogen die Ketzer gegen *Zwettl*. Kaum hatten sich die Bewohner vom Schrecken der ersten Belagerung erholt, da sollten sie einen neuen und gewaltigeren Ansturm aushalten. Doch diesmal mußten sie sich der Uebermacht beugen; die Hussiten eroberten die Stadt und zerstörten einen Teil davon. Sechzehn Tage wüteten sie grauenhaft in und um *Zwettl*. Da zogen aber *Leopold von Arragö* — ein angesehener und wohlhabender Adeliger des *Waldviertels* — und *Reinprecht von Wallsee* — damals *Marshall* von *Oesterreich* — den Bedrängten zu Hilfe. Am 25. März wurde erbittert gekämpft. Den *Oesterreichern* gelang es, die Hussiten auf den *Weinbergen* bei *Zwettl* empfindlich zu schlagen. Die Sieger handelten aber dann sehr unvorsichtig. Sorglos fielen sie über die zurückgelassenen Wagen her und holten sich die Siegesbeute, statt den fliehenden Feind zu verfolgen. Diesen Fehler der *Oesterreicher* wurden die Hussiten bald gewahr, sie sammelten sich rasch und griffen die Ahnungslosen an. Die *Oesterreicher* erlitten eine sehr verlustreiche Niederlage. Viele Beschützer des heimatlichen Bodens bedeckten als Leichen das Schlachtfeld und nur wenige erreichten die Stadt *Zwettl*.

Dort finden wir auch Erinnerungen an diese schwere Zeit. Am *Südabhänge* der *Weinberge*, wo so erbittert gekämpft wurde, steht ein Gedenkstein: das *Hussitenkreuz*. Auf dem Wege gegen das Stift sehen wir die sogenannte „*Jungfernwiege*“. Hier sollen nämlich die fanatischen Ketzer in ihrem Blutrausche mehrere Jungfrauen ermordet haben.

Nach der Schlappe der *Oesterreicher* bei *Zwettl* verwüsteten die siegreichen Hussiten fast das ganze *Waldviertel*. Es ist nun sehr schwer, ihre verheerenden „*Spaziergänge*“ genau zu verfolgen; nur bei einem Streifzug kann man den Verlauf mit Bestimmtheit angeben: Die Hussiten drangen über *Gföhl* nach *Krems* vor, brannten dabei die Kirche in *Gföhl* nieder und zerstörten das Kloster *Imbach*. Von *Krems* zogen sie dann über *Gföhl*, *Döllersheim*, *Alt-Pölla*, *Fuglau* nach *Mähren*.

Merkwürdig ist es, daß bei diesen Streifzügen nach der Schlacht bei *Zwettl* das Stift *Geras* ziemlich glimpflich davontam. Wenig erfahren wir über ausgestandene Qualen, und aus einer Urkunde vom Jahre 1429 geht hervor, daß *Abt Thilmann* damals eine große Liegenschaft kaufen und bar bezahlen konnte. Es ist also anzunehmen, daß die Mönche einen Großteil ihrer Schätze in Sicherheit gebracht hatten.

Auch das Schicksal von *St. Bernhard* war nicht allzu trostlos. Schon am 30. März erschienen die Hussiten vor den Toren des Klosters. Sie führten den Wein aus den Kellern, fügten aber dem Kloster sonst keinen Schaden zu. Der Grund dieser besonderen Schonung ist darin zu suchen, daß *Otto IV. von Maissau* dort *Klostervogt* war. Die Hussiten verschonten nämlich die Güter

und Bogteien des Maifauers stets mehr als die anderer Adeliger, da er mit den Kegnern geheime Verträge abgeschlossen hatte, derentwegen er später angeklagt und verurteilt wurde.

Um so mehr litt das Stift Altenburg in jener Zeit. Die Hussiten hausten schrecklich darin. Die Chroniken berichten, daß nur ein Taubenschlag ohne Schaden blieb. Die Keger raubten die heiligen Gefäße, zertrümmerten die Bilder und steckten das Stift in Brand. An die Flucht und das Versteck der Mönche erinnert noch der Name des Hügels „Horasberg“ zwischen Altenburg und Rosenburg. Dorthin zogen sich die Brüder zurück, nährten sich von Wurzeln und schwarzem Brot und sangen ihre Chöre, Horae genannt. Als die Mönche das Gebiet verließen, gaben sie ihm selbst den Namen Horasberg. Noch heute — so berichtet die Sage — hört man dort das Singen der Flüchtlinge, denn der rauschende Kamp und die sausenenden Winde erzeugen täuschend ähnliche Stimmungen.



Nordwestlicher Hauptplatz.

Pestsäule.

Lange Zeile.

Wie Altenburg wurde auch die Stadt Eggenburg arg heimgesucht. Ihre Mauern waren schadhaft und die Bewohner konnten dem anstürmenden Feind nicht genug Widerstand leisten. Die Hussiten äscherten die Stadt ein; von der romanischen Kirche konnten nur Teile der Turmmauern dem Feuer und der Zerstörung standhalten. In einer Urkunde vom Jahre 1428 bewilligt dann Herzog Albrecht V. der Stadt wegen des großen Schadens, den die Eggenburger durch die Taboriten erlitten hatten, einen Jahrmarkt.

Der zweite „Spaziergang“ war der ärgste von allen. Große Not herrschte in unserer Heimat. Doch kaum hatten die Waldviertler durch eisernen Fleiß und ernste Arbeit Teile des Schadens wieder gutgemacht, als von neuem der gefürchtete Feind ins Land stürmte.

Im Jahre 1430 führten Prokop der Kleine und Weleß von Raasdelnitz gegen 10.000 Hussiten ins westliche Niederösterreich. Zu Ostern nahmen sie Thana an der Thana ein und zerstörten die Festung. Dieser Einfall führte die Taboriten weit ins Waldviertel hinein. Vom Stift Altenburg wird uns nämlich berichtet, daß es neuerdings durch die Zerstörungswut und die Raublust der Keger litt. Auch Waidhofen an der Thana blieb diesmal von

den Hussiten nicht verschont. Nach welcher Richtung sie dann abzogen, ist ganz unbestimmt.

1431 wurde das Waldviertel von den Taboriten das letztemal heimgesucht. Damals überschritten sie bei Weitersfeld die Grenze und belagerten vergebens das benachbarte Schloß Fronsburg. Die Anhöhe, auf der sie ihr Lager aufgeschlagen hatten, heißt heute noch im Volksmunde: der „Tabor“. Ohne größeren Widerstand zu finden, drangen dann die Hussiten ins innere Waldviertel vor. Ihre Führer hießen: Sokol von Lambach, Ernst von Leskowitz und Thomas von Blaschitz; sie wollten mit ihren Glaubensbrüdern Wein aus den Kellern unserer Heimat holen. Mit reichbeladenen Wagen traten die Keker bald den Rückzug an. Sie kamen ungehindert bis Kirchberg an der Wild (in der Nähe von Blumau). Dort aber erfochten die Oesterreicher einen herrlichen und glorreichen Sieg über die Räuber. Der Adelige Leopold von Kragd brachte ein kleines Heer zusammen, dem sich Bauern und Handwerker des Waldviertels anschlossen. Am 14. Oktober prallten beide Heere aufeinander. Damals erlitten die Keker eine vernichtende Niederlage. Tausend Hussiten lagen tot auf dem Schlachtfeld, siebenhundert wurden gefangengenommen, darunter war auch der junge Sokol, der Sohn des Führers. Die Sieger machten dabei reiche Beute. Sie eroberten mehrere Geschütze und konnten den geraubten Wein wieder abgewinnen.

Am 22. Oktober führte man die Gefangenen nach Wien; mit ihnen die erbeuteten Fahnen, die aus Dankbarkeit für den glorreichen Sieg in der Hofkapelle aufbewahrt wurden.

Als der alte Sokol hörte, daß sein Sohn auch gefangen sei, beschloß er einen neuen Einfall. Bald wurde sein Plan zur Tat. Dieser „Spaziergang“ führt in der niederösterreichischen Geschichte den Namen Rachezug.

Tausende Taboriten fielen unter Prokop dem Kleinen und Sokol plündernd und verheerend ins westliche Niederösterreich ein. Sie wüteten mehr als früher, da ihnen das Gerücht zu Ohren gekommen war, daß man die Gefangenen in den Türmen verschmachten lasse. Bei Lititzau betraten sie das Waldviertel und fielen über die Grenzfeste her. Schrecklich hausten dort die Hussiten und mordeten wie nie zuvor. Auch Thana an der Thana hatte wieder durch die janatischen Keker zu leiden. Von da aus marschierten wahrscheinlich seit Ende Dezember 1431 die Hussiten getrennt. Die einen drangen über Waidhofen vor, sie sollen sogar bis Altenburg gekommen sein. Die anderen dürften sich gegen Raabs gewendet haben. Es heißt (früher sagte man es von den Schweden), daß die Hussiten in Raabs so geplündert und gemordet hätten, daß von den Einwohnern nur ein Knabe und eine Frau am Leben geblieben seien. Trotz dieser Uebertreibung können wir uns leicht ein Bild machen, wie entsetzlich diese Zeit gewesen sein muß.

In Raabs finden wir noch geschichtliche Denkmale vom Jahre 1431. Mehrere Steinkugeln von den Hussiten sind jetzt noch in den Mauern zu sehen.

Auch Schloß Kolmitz spielte in der Hussitenzeit eine bedeutende Rolle. Bekannt sind die Feuer vom Kolmitzberg. Durch starke Rauchentwicklung bei Tag und hellen Flammenschein bei Nacht machte man die Bevölkerung aufmerksam, daß Gefahr drohe und der Feind im Anzuge sei.

Seit 1432 blieb das Waldviertel von den Taboriten verschont. Im Jahre 1433 schloß Herzog Albrecht mit den Hussiten einen Vertrag, der bestimmte, daß sie nun Oesterreich mit ihren Einfällen verschonen sollten.

Bald ergriffen in Böhmen die gemäßigten Anhänger des Irrlehrers Hus die Waffen gegen die radikalen Religionsbrüder und besiegten sie in der Schlacht bei Böhmisch-Brod (30. Juni 1434). Halb Europa atmete erleichtert auf, als die beiden Prokope gefallen waren, die auch in unserem geliebten Waldviertel so schrecklich gehaust hatten.

(Benütztes Schrifttum: Dr. M. Bancsa, Geschichte Niederösterreichs; Zeitschrift: „Unsere Heimat“.)

Die Franzosen in Zöbing

Nach einem schriftlichen Bericht des damaligen Ortspfarrers.

Von Rudolf Haindorfer, St. Pölten.

Es war der 20. Juli des Jahres 1809, an dem es in dem sonst so ruhigen Markte Zöbing plötzlich laut wurde. Die Franzosen, der Erbfeind Oesterreichs und Deutschlands, waren angekommen. Da bereits die Waffenruhe zwischen den Oesterreichern und den Franzosen geschlossen war, so ließen sie sich ordentlich einquartieren, nur die Offiziere selbst nahmen nach Willkür ihr Quartier. Ein ganzes Bataillon vom 79. leichten Infanterieregimente vom Armeekorps des Marschalls Marmont lag in Zöbing. Trotzdem gab es nur selten Exzesse und Zwistigkeiten mit den Einwohnern, und auch diese wurden immer durch die Ver-



Skulpturen an der Pfarrkirche.

mittlung des Pfarrers beigelegt. Der Pfarrer berichtet von ihnen, daß sie Achtung vor der Religion und ihren Dienern hatten, daß mehrere auch dem Gottesdienst mit Andacht beiwohnten und die heiligen Geheimnisse von ihm empfingen. „Die Offiziere“, schreibt er, „bemühten sich, bei jeder Gelegenheit mir zu erkennen zu geben, daß sie auch Katholiken sind. Vom Kaiser Franz und seinem Hause sprachen sie mit Achtung und ich mußte oft mit ihnen auf das Wohl des Kaisers Franz und des Erzherzogs Karl trinken.“ Allein ihre noble Gesinnung ließen sie sich dadurch bezahlen, daß sie für ihre Verpflegung alles gut und im Ueberfluß verlangten und ihre Pferde alles Grüne in Gärten und Feldern abweideten. Nach vierzehntägiger Einquartierung rückten sie mit dem ganzen Armeekorps Marmonts in das Lager vor Rohrendorf bei Krems ab.

Nach ihrem Abmarsch trafen 400 Mann Württemberger von Prinz Heinrich mit 600 Pferden in Zöbing ein. „Die Mannschaft sowie die Offiziere waren in ihrem Betragen grob und ausgelassen und mißhandelten oft den Richter und mehrere Einwohner. Es war empörend, zu sehen, wie so ein Mann von einer Nation, die einst vor Oesterreich froh, einem Oesterreicher herrisch begegnen konnte. Offiziere, vorzüglich solche, die ehemals in österreichischen Militärdiensten standen, erlaubten sich sogar, über Oesterreichs Kaiserhaus zu schimpfen. In dem Umgange

mit dem anderen Geschlecht waren sie ohne Zurückhaltung, ausschweifend und schamlos. Sie schämten sich nicht, sich sogar zu rühmen, daß sie von der Lustseuche angesteckt seien. Alles, was in meinem Pfarrorte weiblich ist, wid ich ihnen sorgfältig aus. Dem Weine waren sie so ergeben, daß sie nie nüchtern waren“, berichtet der damalige Pfarrherr¹⁾. Als diese ungebetenen Gäste nach zehn Tagen abrückten, waren die Bewohner von Zöbing herzlich froh, diese Franzosensoldaten, die doch ihr Brudervolk sein sollten, loszuwerden. Es war aber auch die Verpflegung von 400 Soldaten und 600 Pferden keine Kleinigkeit für das kleine Zöbing.

Ihnen folgten wieder französische Truppenabteilungen nach, bald Kavallerie, bald Infanterie. Manche blieben acht Tage, manche vierzehn Tage, manche wieder blieben nur über Nacht. Interessant ist eine Bemerkung des Pfarrherrn darüber: „Ich bemerkte unter ihnen auch Oberoffiziere, die Neger oder Mohren waren. Aber ihre Seele schien ebenso schwarz zu sein wie ihr Gesicht. Ich hatte die Ehre, solche Herren in Quartier zu haben.“

„Endlich, den 3. Oktober“, heißt es im Bericht weiter, „rückte das ganze Armeekorps des Marshalls Massena im Viertel ober dem Manhartsberg in Kantonnierung ein. Zöbing bekam von dem 26. leichten Infanterieregiment 240 Mann und zehn Offiziere. Offiziere wie Gemeine waren roh, ungebildet, sittenlos und unverschämte Leute. Sie neckten und quälten die Einwohner unbarmherzig. Sie schienen gar kein menschliches Gefühl zu haben. Von einer Religion hatten sie gar keinen Begriff. Sie liebten den Tanz leidenschaftlich, aber sie hatten aus Mangel an Tänzerinnen nur zweimal Gelegenheit, ihre Tanzlust befriedigen zu können. Ich hinderte sie oft daran. Die Mädchen flohen vor ihnen wie vor der Pest, denn da sie immer betrunken waren, stellten sie den Mädchen nach. Ein Hausbesitzer, bei dem der Oberstleutnant und der Adjutantmajor wohnten, mußte seine Richte der Nachstellungen wegen aus dem Hause entfernen. Er durfte sich aber deshalb durch fünf Wochen in seinem Hause nicht mehr sehen lassen, denn man drohte ihr totzuschießen.“

„Der Aufwand, den sie der gesamten Gemeinde verursachten, war außerordentlich. Sie aßen und tranken fürstlich und alles, was gut und teuer war, mußte herbeigeschafft werden. Jedem sagten sie: Das Land, das wir erobert haben, muß uns auch nach unserem Verlangen ernähren. Die Offiziere nahmen täglich auf Kosten des Hauswirtes Fremde auf. Mein Haus war täglich voll der Gäste und dann mußte der Tisch mit kostspieligen Gerichten serviert werden. Uebrigens, so roh und ungesittet sie waren, so hatten sie doch Achtung gegen mich, ja sie fürchteten mich sogar und erlaubten sich nichts Ungebührliches in meinem Hause. Der österreichischen Armee ließen sie Gerechtigkeit widerfahren, nannten den Erzherzog Karl einen großen General und bekannten, daß ihnen der letzte Feldzug über 10.000 Mann gekostet habe. Die verräterische Politik Rußlands, sagten sie, sei allein an dem üblen Ausgang des Krieges für das Haus Oesterreich schuld. Doch ließen sie bei jeder Gelegenheit fühlen, daß sie Sieger waren. Endlich muß ich bekennen, daß bei allen Durchmärschen und Einquartierungen die Kirchengeräte unangetastet blieben und auch sonst nichts geraubt oder geplündert wurde.“

„Die Einquartierungslasten, Lieferungen und sonstigen Auslagen waren für die Gemeinde Zöbing ungemein drückend. 105 Nummern zählt der Markt Zöbing, und 95 wurden bequartiert. Nur fünf haben ein Vermögen im Ort, die übrigen sind alle arm und diese mußten alles bei den fünf Reichen ausborgen, um die Soldaten befriedigen zu können. Jedes Haus, im Durchschnitt genommen, bekam eine Schuldenlast von 500 Gulden. Dies läßt sich leicht daher erklären, daß in Zöbing allein vom 20. Juli bis 16. November 1809 775 Oberoffiziere, 21.245 Unteroffiziere und Gemeine und 3551 Pferde verpflegt wurden. Von diesen hatte der Pfarrhof 250 Offiziere und ebensoviele Gemeine zu verpflegen. Diese kosteten

¹⁾ Die Aeußerungen über die Württemberger scheinen nicht ganz gerecht. Es ist schwer anzunehmen, daß sie schlechter waren als die Franzosen. Ihr deutsches Geschimpfe verstand man eben, das französische nicht. Wie wir weiter hören, kamen ja erst die wahren Franzosen am 3. Oktober. (Anm. d. Schriftlgt.)

mich 5000 Gulden.“ So schrieb der Pfarrer von Zöbing in seinem Berichte vom 18. April 1810. Aus einem angefügten Verzeichnis der Lieferungen und Lasten der Gemeinde Zöbing ergibt sich die nette Summe von 80.880 Gulden, die der ganzen Gemeinde die feindlichen Einquartierungen kosteten. Es ist daher begreiflich, daß noch heute viele ältere Einwohner in Zöbing zu erzählen wissen, was ihre Großeltern und Urgroßeltern in der „Franzosenzeit“ für Lasten zu tragen hatten, und daß sie ihre Erzählung zu schließen pflegen, mit dem Wunsche: „Geb's Gott, daß so etwas nicht mehr kommt!“

Ausweis der Lieferungen und sonstigen Lasten der Gemeinde Zöbing.

Vom 20. Juli bis 29. September:

Hafer 186 Megen	à 10 fl. macht	1860 fl.
Heu 620 Zentner	à 8 fl. „	4960 fl.
Stroh 20 Schober	à 30 fl. „	600 fl.
Wein 850 Eimer ins Lager nach Rohrendorf und 150 Eimer nach Znaim in Mähren mitsamt dem Faß		
Tuch 100 Ellen		935 fl.
für Pflege der Truppen in den Häusern		18.000 fl.

Vom 30. September bis 16. November:

An Zucker und Kaffee und Reis		409 fl.
Hafer 117 Megen		967 fl.
Heu 97½ Zentner	à 8 fl. macht	780 fl.
Holz, teils für den General, teils für Heizung in den Häusern		2000 fl.
Stroh 4 Schober	à 30 fl. „	120 fl.
Kerzen 3 Zentner		450 fl.
Vorspannkosten vom 20. Juli bis 16. November		5000 fl.
für Kost und Wein vom 30. September bis 16. November		15.000 fl.
3 Pferde, welche von der Gemeinde gestellt werden mußten		1800 fl.
gelieferte Leintücher, Hemden, Strohsäcke, Hand- tücher und Beinkleider		1000 fl.
Alles zusammen für das arme Zöbing		80.881 fl.

Zöbing, den 18. April 1810.

(Das Original des Berichtes befindet sich im Archiv des bischöflichen Ordinariates in St. Pölten unter den Akten der Pfarre Zöbing.)

Litschau in Kriegsnöten

Der Kampf um die Burg Litschau.

Von B. v. A., Litschau.

Friedrich der Schöne hatte die Burg und Herrschaft Litschau im Jahre 1314 an Johann v. Klingberg um 750 Pfund verpfändet.

Als Friedrich III., Sohn Herzogs Ernst des Eisernen (21. September 1415 bis 19. August 1493) im Jahre 1440 deutscher König wurde, da erinnerte er sich, daß die Herrschaft Litschau sich im Besitz der Habsburger befand und verlangte von dem damaligen Besitzer, dem Freiherrn Ulrich v. Gravenek, die Rückgabe des Gutes.

Derselbe aber weigerte sich, diesen Besitz herauszugeben, und Friedrich, ein sonst untätiger, schwacher Mensch, verband sich mit dem Böhmenkönig Wladislaw (1471 bis 1516) und wollte mit Gewalt die Herausgabe dieses Gutes erzwingen. Die Bürger der Stadt Litschau aber hielten zu dem Gutsherrn Gravenek, da sie die Herausgabe als eine ungerechte Forderung betrachteten, und so

erschieden die Truppen Wladislaws, mit den Kaiserlichen vereint, vor den Toren Litschau und vor der Burg und begannen die Belagerung. Die Burg hielt stand, doch die Stadt mußte sich ergeben, weil Hunger und Krankheit sie zur Uebergabe zwang. Schwer mußte die Stadt für ihre Bündnistreue büßen.

Gravenef gab den Besitz nicht heraus, erst im Jahre 1521 wurde derselbe an Kaiser Ferdinand I. abgetreten und blieb die Herrschaft Litschau dann bis 1542 im Besitze der Habsburger.

Friedrich III. mag wohl später das Unrecht, das er der Stadt zugefügt hatte, eingesehen haben, denn er schenkte der Stadt im Jahre 1490 seine Reichstadt und drei Jahre später verlieh er ihr das Recht des Blutbannes und der Acht. Erst nach und nach konnte sich die Stadt von den geschlagenen Wunden erholen.

Von Wladislaw dem Böhmenkönig ist nur noch zu erwähnen, daß sein Sohn Ludwig, der auch König von Ungarn war, in der Schlacht bei Mohacz gegen die Türken fiel, mit ihm erlosch der Mannesstamm der Jagellonen. Wladislaws Tochter Anna heiratete den Erzherzog Ferdinand, Sohn Friedrichs III. Friedrich III. war der letzte in Rom gekrönte Kaiser, und obwohl, wie bereits schon erwähnt, untätig und schwach, war er doch der Begründer der späteren habsburgischen Hausmacht. Er verstand es, durch Heiraten seiner Kinder, z. B. seines Sohnes Maximilian I. mit Maria v. Burgund und, wie oben erwähnt, seines Sohnes Ferdinand, Länderbesitz für Habsburg zu erwerben.

(Fortsetzung folgt.)

Am Rande der Waldmark

Von Artur Lorenz, Reg.

Von einem alten Grenzstädtchen, das hart am Rande des Waldviertels gelegen ist, soll hier die Rede sein. Es handelt sich um die landesfürstliche Stadt Reg, deren Schicksale im Laufe der Jahrhunderte vielfach mit jenen der grünen Waldmark verknüpft waren.

An den Abhängen der Hügel des Golitsch und des Spittelmais (479 Meter) liegt das freundliche Städtchen buchstäblich in Weingärten eingebettet. Noch zeugen die Reste der Stadtmauer und die altertümlichen Türme der Stadt von deren altehrwürdiger Vergangenheit. Reg dürfte am Ende des 11. Jahrhunderts entstanden sein, wird aber urkundlich erst im Jahre 1201 genannt (Stiftungsbuch von Zwettl, Seite 73). Die Besitzer der Herrschaft und Stadt Reg waren seit dem Jahre 1262 die Burggrafen von Mandburg-Hardegg. Diese erscheinen laut vorhandenen Urkunden auch als Stifter des Dominikanerklosters in Reg und sind in der Gruft dieser Kirche unter dem Presbyterium begraben. Der jetzige gotische Bau der Klosterkirche stammt aber erst aus dem 15. Jahrhundert. Öftmals fielen Kloster und Kirche einem Brande zum Opfer. Besonders aber litt die Kirche unter der Zerstörungswut der Hussiten (1425), so daß damals ein völliger Neubau, die jetzige Klosterkirche, geführt werden mußte. Dieses Jahr war überhaupt das schwärzeste in der Geschichte dieser kleinen Stadt. Nachdem die Hussiten (hier Taboriten genannt) das Kloster Bruck bei Znaim erstürmt hatten, zogen sie vor Reg, um es zu belagern. Graf Johann III. von Hardegg zog sich mit seinen Tapferen in sein befestigtes Reg zurück und leistete der feindlichen Uebermacht hartnäckigen Widerstand. Die Taboriten waren — da einer ihrer ersten Führer durch einen Pfeilschuß von der Stadtmauer tödlich verwundet wurde — derart ergrimmt, daß sie für die bezwungene Feste keine Schonung gelten ließen, als sie nach Untergrabung der Stadtmauer in dieselbe eingedrungen waren. Die Stadt wurde niedergebrannt, ein Großteil der Einwohner, darunter auch Graf Hardegg, in die Gefangenschaft verschleppt. Das Heer, welches Herzog Albrecht von Oesterreich den Regern zu Hilfe sandte, kam zu spät. Die Stadt war ganz verwüstet, die Taboriten abgezogen.

Aber schon vor und nach dieser Zeit waren der Drangsale viele, welche die Stadt seit ihrem Bestande über sich ergehen lassen mußte: Kriegsnot mit und

ohne Belagerungen wechselten mit Pestjahren, Mißernten und Elementarereignissen aller Art, so daß es eine Zeitlang mehr öde als bewohnte Häuser gab. Im Jahre 1639 wurde Reg Kontumazort für die Durchreisenden aus Böhmen und Polen nach Wien; Kaufleute aus Drosendorf und Hardegg a. d. Thaya, wo die Pest bereits herrschte, durften auf den Regier Märkten nicht erscheinen. Aber



Pfarrkirche zu St. Stephan (gegen Osten).

schon im Jahre 1679 brach diese Krankheit auch in Reg aus und die Pestsäule am Hauptplatze stammt aus jener Zeit.

In jedem Jahrhundert gab es Belagerungen, Einquartierungen, Zahlung von Kontributionen, Durchzug von Truppen bis zum Jahre 1866. Da begann das Preußenfieber. Knäuel von Bagagewagen, die mit kleinen Kindern, Hunden, Kagen sowie allerlei Hausrat bepackt waren, dazwischen Fußgänger, Haustiere vor sich hertreibend, zogen Tag und Nacht in endlosen Reihen durch die Stadt, dem Waldviertel zu. Viele Dörfer waren leer, die Einwohner bis auf wenige Alte und Kranke in den Wald geflüchtet, wo sie zu Tausenden kampierten und

sich so vor der Preußeninvasion sicher wähnten. Trotz allem blieb die Reker Bevölkerung ruhig und bot alles auf, die Flüchtlinge von ihrem törichten Vorhaben abzubringen. Mitte Juli endlich kamen die Preußen wirklich und es mußten tausend Mann in der Stadt und Umgebung bequartiert werden.

Der Burggraf Michael zu Mandburg-Hardegg verschenkte wegen hohen Alters und Gebrechlichkeit im Jahre 1481 die Städte und Herrschaften *R e k*, *H a r d e g g*, *K a j a*, *S c h r e m s*, *T h e r a s b u r g* und viele andere an Kaiser Friedrich III. Von diesem wurde bald darauf Stadt und Schloß *R e k* pfandweise den Grafen von Pößing und Georgen verschrieben. Seit dieser Zeit führt *R e k* den Titel „landesfürstliche Stadt“. Das gegenwärtige Schloß stammt aus dem 18. Jahrhundert und gehört dem Grafen Alexander Gatterburg.

Im Erdgeschoß des *R a t h a u s e s* am Hauptplaz ist die *M a r i e n*- (*R a t h a u s*-) *K a p e l l e* eingebaut, die aber nur an einigen Sonntagen im Jahre geöffnet ist. Man fühlt sich unwillkürlich in die Zeit Maria Theresias versetzt, wenn man an einem solchen Tage der „Deutschen Messe“ von Handn beiwohnt. Die Kapelle erfreute sich einst bei der Reker Bevölkerung großer Beliebtheit und es wurden ihr, besonders um die Mitte des 18. Jahrhunderts, namhafte Legate zugewendet. Die barocken Herrenstühle, die Wandmalereien u. a. m. wurden in jener Zeit neu angeschafft. Heute verraten die noch vorhandenen Namenstafeln auf den Betstühlen die langatmigen Namen der vor rund 150 Jahren verstorbenen Reker Bürger.

Im ersten Stock des Rathauses befinden sich die Räume des *K r i e g s m u s e u m s* der Stadt *R e k* (Museum für Altertümer im Postgebäude) und der große, historische *S i ß u n g s s a l*; letzterer mit Fresken vom sogenannten *K r e m s e r* Schmidt und Porträts in Del (*Habsburger Kaiser*).

Gehen wir zur bereits erwähnten *K l o s t e r k i r c h e* des Dominikanerkonventes zurück. Bemerkenswert sind das reich profilierte Hauptportal, der aus dem gegenwärtigen Jahrhundert stammende Hauptaltar, die wertvollen Glasmalereien der hohen Spitzbogenfenster im Presbyterium, die große Orgel mit reichem Schnitzwerk, alles in gotischem Stile, sowie zwei in die Wand eingelassene Tafeln aus rotem Marmor aus dem 15. Jahrhundert mit Inschriften und Wappen von zwei Wohltätern der Kirche — den Familien *E n g i n g* und *G r a b m e r*. Letztere war ein reiches und angesehenes Geschlecht in Niederösterreich und es gehörte unter anderem auch die *R o s e n b u r g* im Kamptal zu ihrem Besitz. In der Kirche befinden sich auch die im Jahre 1693 von Rom nach *R e k* übergeführten Gebeine des heiligen Märtyrers *P l a c i t u s*, die später in Gold gefaßt und in einem Glaschrank am linken Seitenaltar vor dem Presbyterium aufgestellt wurden. Der Heilige wird als *S t a d t p a t r o n* von *R e k* verehrt.

Die Pfarrkirche liegt in der Altstadt. Ihre heutige barocke Form erhielt sie um das Jahr 1729. Das Hauptaltarbild (Märtyrertod des heiligen Stephan) von Kuppelwieser und ein Seitenaltarbild (heiliger Augustinus) von Altomonte haben kunsthistorischen Wert. Neben der Kirche ist im Strachwitschen Schlosse die Volks- und Hauptschule untergebracht. Das Gebäude gehört dem Stifte Göttweig.

Von den Reker Baulichkeiten, die künstlerischen oder geschichtlichen Wert haben, seien außer den Kirchen, dem Rathaus und Gatterburgschen Schloß noch erwähnt: Die alten Patrizierhäuser am Hauptplaz, insbesondere das Verderberhaus und das reich mit *S g r a f i t t o m a l e r e i* versehene gegenüberliegende Eckhaus (wie in Eggenburg und Weitra), die alten Tortürme mit Schwibbogen und die Reste der alten Befestigungsmauer. Oberhalb der Stadt, am Kalvarienberge (mit fünf Stationen), sehen wir in beherrschender Lage die beiden alten steinernen *W i n d m ü h l e n*. Die ältere (1772), welche noch vor kurzer Zeit in Betrieb stand, steht jetzt unter Denkmalschutz.

In früheren Jahrhunderten verdankten die Reker ihren Wohlstand dem Weinhandel. Soll es ja in *R e k* mehr Wein als Wasser gegeben haben. Auch jetzt noch legern enorme Mengen Rebensaftes aus der Weingroßhandlung *A. Mößmer*

unterhalb des Hauptplatzes und in vielen anderen Weinlagern (Klosterkeller), die katafombenartig die Stadt unterkellern.

Die nähere und weitere Umgebung von Rež ist von eigenartiger Schönheit. Das Heideland am Golitsch und Kalvarienberg oberhalb der Windmühlen gewährt schon reichen Ausblick auf das „Viertel unter dem Manhartsberg“ und nach einer halben Wegstunde ab Rež, bei der Hölzelmühle (Tausen- und Touristen-



Mittelschiff der Pfarrkirche zu St. Stephan.

station), beginnt jener ausgedehnte Wald, der sich fast ununterbrochen bis zur Thana und weiter durch das ganze Waldviertel bis zum Böhmerwald hinzieht. Eineinhalb bis zwei Wegstunden von Rež entfernt rauschen bereits in engem Tale die Wellen der Thana. Manch reizendes Städtchen, manch trokige Burg und prächtiges Schloß haben sie begegnet auf ihrem langen Wege von Waidhofen bis zum Eintritt auf mährisches Gebiet nördlich von Rež, und gleichsam freudig bewegt rauschen sie durch das liebliche Waldtal dem altherwürdigen Znaim — ihrem nächsten Ziele — entgegen.

Altehrwürdige Denkmäler auf dem Marktplatz in Kirchberg am Walde

Von Oberlehrer Karl Müller, Kirchberg am Walde.

Wie so viele Orte des schönen Waldviertels besitzt auch Kirchberg am Walde mehrere altehrwürdige Denkmäler, welche als Zeugen grauer Vergangenheit den schönen, fast rechteckigen Marktplatz zieren.

Könnten sie reden, würden sie uns gar viel über die Geschichte Kirchbergs erzählen. Leider ist uns über dieselben nicht viel bekannt und ich will nun versuchen, das Wenige, das uns zum Teile die Pfarrchronik, teils andere Quellen überliefert haben, hier mitzuteilen.

Die Pranger Säule.

Sie wird auch Prangerhansl, im Volksmunde Prangermandl genannt. Diese Säule steht vor dem Schulhause. Sie ist ungefähr $5\frac{1}{2}$ Meter hoch und besitzt einen zweistufigen Unterbau. Darauf befindet sich ein dreiseitiger Sockel, welcher 75 Zentimeter hoch ist und vorne die Jahreszahl 1714 trägt. Auf diesem wieder ruht eine drei Meter hohe, ebenfalls dreiseitige Säule, an deren Vorderseite eine Steinkugel von 30 Zentimeter Durchmesser hängt, unter welcher eine eiserne Spange für den Hals und zwei Schellen für die Arme befestigt sind. Das Haupt der mächtigen Granit Säule bildet ein Steinbildnis, ein Mädchen mit verbundenen Augen und einer Waage in der rechten Hand, welches die „Gerechtigkeit oder Justitia“ darstellt.

Der Pranger war in alter Zeit das strengste Strafmittel. Jede unehrenhafte oder ungerechte Tat wurde damit bestraft, indem der Täter „an den Pranger“ gestellt wurde. Um den Hals des Verurteilten kam die Halsspange, die Arme wurden in die Armschellen geklemmt und die schwere Kugel wurde über sein Haupt gelegt, so daß er sich nicht mehr rühren konnte. In dieser harten Stellung mußte er öffentlich die begangene Schuld büßen und wurde dabei vom Volke ausgelacht, verspottet, angespuckt oder mit faulen Eiern beworfen.

Der Pranger war aber auch zugleich Marktsäule, das heißt das Zeichen des Marktrechtes. Da dieser Pranger keine Rolandstatue mit einem Arm für das Marktschwert besaß, so wurde in Kirchberg dieser Arm durch eine Stange ersetzt, welche einen Ersaharm für das Schwert trug. Die Stange wurde meist 14 Tage vor Beginn des Marktes aufgestellt und blieb durch 14 Tage nach dem Markte noch stehen. Dieser Brauch wurde in Kirchberg bis in die zwanziger Jahre des 19. Jahrhunderts gehandhabt. Die Aufrichtung der Stange geschah im Beisein des Gemeindeoberhauptes oder eines Stellvertreters in sehr feierlicher Weise, wobei mit allen Glocken des Ortes geläutet wurde. Am Markttage selbst wurden an den beiden Ortseingängen Hellebarden aufgestellt.

Die Leonhardisäule.

Sie ist eine der größten Denksäulen Kirchbergs und erhebt sich in der Mitte des Marktplatzes, unweit der Prangersäule, zwischen zwei großen Eichen, die zum fünfzigjährigen Regierungsjubiläum des Kaisers Franz Josef I. gepflanzt wurden. Auf einem mächtigen zweistufigen Unterbau ruht ein 115 Zentimeter hoher achteitiger Sockel, der vorne zugleich Opferstock ist. Auf diesem steht ein 111 Zentimeter hohes, vierseitiges Prisma, das eine $2\frac{1}{2}$ Meter hohe Rundsäule trägt. Die Kopffigur der Säule stellt den heiligen Leonhard, den Patron des Viehes, auf einem Stier reitend, dar und ist einen Meter hoch. Das ganze Denkmal ist, wie der Pranger, aus Granit. Es ist von vier dicken, eckigen, 46 Zentimeter hohen Granit Säulen eingeschlossen, welche durch auffallend starke Eisenketten verbunden sind. Die Leonhardisäule wurde im Jahre 1766 errichtet. In diesem Jahre wurde nämlich Kirchberg von einer furchtbaren Viehseuche heimgesucht, welche durch drei Monate andauerte. Aus diesem Grunde ließ die Bürgerschaft Kirchbergs dieses Denkmal setzen. Die Bewilligung zur Einweihung wurde ihr erteilt,

doch mußte die Gemeinde einen Revers unterzeichnen, daß ohne Erlaubnis des Pfarrers keine öffentliche Andacht davor gehalten werde.

Die Dreifaltigkeitssäule.

Diese ist wohl die größte, kunstvollste und ehrwürdigste Denksäule von Kirchberg am Walde. Sie steht auf dem westlichen Teile des Marktplatzes zwischen zwei Lindenbäumen und besitzt einen einstufigen Unterbau, auf dem ein großer, quadratischer Granitsokel ruht, dessen vier Ecken sehr schön gemeißelte Engelgestalten tragen. Von diesem Sockel ragt eine hohe, schraubenartig gewundene Säule empor, die auf einem kleineren Steine ruht und an deren oberem Ende die stattliche Dreieinigkeitsfigur angebracht ist.

Um das Denkmal herum zieht sich ein massives Geländer aus lauter starken Granitsäulen und mächtigen Granitplatten. Die schöne Dreifaltigkeitssäule ließ im Jahre 1714 der damalige Schloßbesitzer Graf Leopold K u f f s t e i n setzen, zum Danke, daß bei einer in diesem Jahre ausgebrochenen Viehseuche seine Meierhöfe verschont blieben.

Am Fronleichnamsfeste werden jetzt alljährlich an der Vorderseite der Leonhardi- und Dreifaltigkeitssäule sehr schmutze Altäre errichtet. Im Jahre 1792 ließ die Gemeinde diese zwei Säulen renovieren und zahlte dafür am 23. Dezember 102 fl. 41 kr. Davon erhielt z. B. Ignaz H a m e r l i n g, der beim Gerüstmachen einen halben Tag geholfen hatte, 9 kr., der Vergolder 39 fl. 10 kr.

Mögen die drei ehrwürdigen Marktsäulen noch viele, viele Jahre gut erhalten bleiben. Diese Zeilen aber mögen dazu beitragen, im Herzen aller Leser, besonders aber der heranwachsenden Jugend, die Liebe zur Heimat und ihrer Geschichte wachzurufen und den Sinn für die Erhaltung bodenständiger, geschichtlicher Denkmäler zu fördern.

Die Bodenschätze des Waldviertels

(Sandstein, Sand, Lehm und Maun.)

Von Emmerich S c h a i c h, Oberlehrer i. R., Allentsteig.

S a n d s t e i n. Seit ältesten Zeiten wurde bei Zogelsdorf und Rühnring lichtgrauer Sandstein gebrochen, der sich leicht künstlerisch bearbeiten ließ und auch zu allen möglichen Figuren, Säulen u. a. verarbeitet wurde. Die Eggenburger Steinmeger waren in ihrer Kunst berühmt und lieferten weit und breit. Schon Rudolf IV. bezog 1359 zum Bau der Stephanskirche von dort Statuen, Ornamente, auch Pflastersteine. Für die Pfarrkirche Eggenburg, das Stift Zwettl, die Kirche in Horn u. v. a. wurden Eggenburger Kunstwerke geliefert. Die schöne Dreifaltigkeitssäule in Waidhofen a. d. Thaya wurde 1709 aus diesem Stein gebaut, 1720 wurde Steinwerk zur Kirche in Altenburg, Dreieichen, 1743 für das Schloß Schönbrunn, 1747 die Dreifaltigkeit in Weitra, 1768 der Altar für die Marienkirche in Horn, 1860 das Friedhofskreuz in Stodern, 1882 die Johannesstatue für Hoheneich u. a. Kunstwerke geliefert.

Dieser Steinbruch ist seit Jahrhunderten innig verbunden mit der Geschichte der Steinmearkunst in Eggenburg und wird heute noch bearbeitet.

S a n d u n d L e h m. Sand findet man in ganzen Bänken an den Ufern des Kamp und der Thaya, aber auch in allen größeren und kleineren Bächen, ja selbst in Feldern, wo er oft bedeutende Nester bildet. Interessant ist eine solche Ansammlung in der Nähe von Groß-Poppen, wo neben der Straße nach Schlagles in einem Abhang der Felder sich eine Unmenge kleiner kugelter Quarzstücke, vermischt mit Sand, befindet, ein Beweis, daß vorzeiten hier Wasser geflossen sein muß, das dieses Geschiebe hier angesammelt hat. Auch die Straßen sind alle mehr oder weniger sandig, weil der Granitschotter beim Zerfallen grobkörnigen Sand liefert. Häufig findet sich Sand mit Lehm vermischt und gibt dann ein schlechtes Material zur Ziegelerbereitung, so daß schon manche Ziegelei aufgelassen werden mußte, weil der anfangs ganz gute Lehm später so sandig wurde, daß die Ziegelerzeugung eingestellt werden mußte.

Lehm findet sich im größten Teile des Waldviertels, natürlich in verschiedener Güte; nur im ausgesprochenen Granitboden kommt er nicht vor. Berühmt seit alters her sind die Lager in Klein-Pöchlarn, von denen schon 1500 Ladislaus Suntheim in seiner Beschreibung des Donautales sagt: „Da sind vil hafner, die furn sil hefen und frig gegen Wien und andere end.“ Selbst die k. k. Porzellanfabrik in Wien bezog von dort den Ton. Ein solcher fand sich auch bei Göttweig und Droß. Schon 1557 bezogen Hafner Ton aus See bei Langenlois. In „Rehberg“ ließ Johann Dragler, Edler von Schöpfenbrunn, verschiedenartiges Geschirr erzeugen und schickte seine Leute auf alle Wochenmärkte nach allen Richtungen. Er errichtete in Krems ein eigenes Verkaufslager und machte den dortigen Hafnern solche Konkurrenz, daß sie sich beim Magistrat beschwerten. 1830 bestand bei Droß eine Fabrik, die Steingut, Schmelztiegel, feuerfeste Ziegel, Wasserleitungsrohre u. a. m. erzeugte und bis Wien lieferte.

Ziegeleien bestehen derzeit im Waldviertel sehr viele, manche von großer Leistungsfähigkeit, und sind die Ziegel im allgemeinen sehr gut. Oft sind sie verbunden mit Zementwarenerzeugung. Angeblich wurde 1760 durch einen preußischen Major, der sich in Krems als Kriegsgefangener aufhalten mußte, in einem Tale bei Krems **Alaun** gefunden. 1762 bildete sich eine Gesellschaft zur Anlegung eines Betriebes und einer Siederei und wurde 1764 für die Arbeiter eine eigene Kapelle gebaut. Jedenfalls war die Arbeit nicht lohnend, das Werk wurde wieder aufgelassen. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts legte Drosendorf ein Alaunwerk an, das sich aber auch als nicht ergiebig erwies und aufgelassen wurde.

Noch einmal: Weitra und das Weitragebiet

(Zu Franz Kieglings kritischen Bemerkungen in Folge 8/31 der Zeitschrift „Das Waldviertel“.)

Von Luise Hackl, Brühl bei Weitra.

Der gewissenhafte Chronist hat es nicht leicht mit Nachforschungen über unsere liebe, althistorische Stadt **Weitra**, und erst gar der Feuilletonist, der wieder auf die durch jenen erschlossenen Quellen angewiesen ist. Durch verheerende Brände in früheren Zeiten wurden hierorts Archive und Urkunden vernichtet, und so bleibt es der wissenschaftlichen Schürfung und wohl auch zum Teil der Dichtung in Frau Sages Gefolgschaft anheimgegeben, dort Licht, hier Farbe in das Dunkel der fernen Vorzeit zu bringen.

Wenn die Gefertigte auch nicht die Verfasserin des Aufsatzes ist, in welchem — den Angaben gemäß — die Worte „urböhmisch“, „urttschechisch“ vorkommen und auch die Auslegung des Ortsnamens als von **Witr(e)a**, „gläserne Sachen“, abstammend, nicht durch sie Erwähnung findet, so fühlt sie sich doch einigermaßen in die Kritik einbezogen.

Keineswegs könnte ich mir auch nur im entferntesten einbilden, daß ein kleiner, bescheidener Bericht diplomatische Verwicklungen oder gar „staatsrechtliche“ Ansprüche eines benachbarten Landes nach sich ziehen könnte; aber auch der Schein der Oberflächlichkeit wäre mir peinlich — mehr noch — als deutschbewußter Frau: der Schein undeutscher Gesinnung!

Festgestellt sei auch noch, daß mir in dem Aufsätze „Aus der Chronik einer alten Stadt“ („Volkszeitung“) der Druckfehlerteufel das Wörtlein „böhmisch“ in die Bezeichnung „römisch“ wandelte, und daß aus Raummangel einiges gestrichen werden mußte, was der Vollständigkeit halber zum Ganzen gehört hätte. Doch bedarf es andernteils nicht erst der Feststellung, daß die Worte „tschechisch“ und „böhmisch“ zweierlei Sinn haben, ersteres einen nationalen, letzteres einen geographischen Begriff darstellt. Es wird sich wohl niemand daran stoßen, daß z. B. unter Kaiser Josef das spätere Ministerium des Inneren noch die Bezeichnung „Böhmisch-Oesterreichische Hofkanzley“ hatte, worüber sich eine weitere Erklärung erübrigt.

Meine Hilfsquellen für die Arbeiten über Weitra seien im folgenden hier angeführt:

Heimatkunde des Bezirkes Gmünd von Pfarrer Hauer, ferner Beiträge zur Geschichte der Pfarre und Stadt Weitra von Pfarrer Alois Pleßer (Separatdruck und Geschichtliche Beilagen zum St. Pöltner Diözesanblatt, 6. Bd.), weiters „Das böhmische Weitragebiet, seine Germanisierung und seine weiteren Geschehnisse“ von Vinzenz Pröchl (Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen, redigiert von Dr. Ludwig Schlesinger, 14. Jahrgang, 2. Heft). Und nicht zuletzt in bezug auf Oesterreich sei auf das dramatische, auf tiefgründigen Quellenstudien beruhende Werk eines ganz Großen im Bereiche des deutschen Schrifttums hingewiesen: Franz Grillparzers Trauerspiel „König Ottokars Glück und Ende“.

Ein Zeitgenosse des Dichters, der noch Gelegenheit gehabt, mit diesem selbst zu sprechen, berichtet, daß Grillparzer das nötige Material für diese seine Arbeit mit großer Gründlichkeit sammelte und bei der Ausführung „vorsichtig“ zu Werke ging und daß Studien und Vorarbeiten zu dem genannten Stücke im Nachlasse reichlichst vorliegen, in Heften, welche drei Bände füllen würden. Unter den historischen Studien wohl ein halber Druckband wörtlicher Auszüge aus: Ottokar von Horned, ferner aus Bubitška, Lambacher, Fuggers Ehrenspiegel, Baltrams Chronik und dem Codex epistolaris Rudolphi I.

So mag es wohl auch geschichtlich richtig sein, daß König Ottokar II. aus dem Geschlechte der Premysliden um das Jahr 1251 von den österreichischen Ständen zum Herzog gewählt wurde und daß er sich in den Besitz der österreichischen Lande setzte, seine Stellung durch seine Vermählung (1252) mit Margarete, der Schwester des letzten Babenbergers festigend.

Königin: „Nicht eine Stadt, kein Haus, nicht eine Scholle
Gab er dahin von Oest'reichs weitem Grund — — —“

Ottokar: „Und Oesterreich, die wahre Steiermark,
Und Bortenau und Krain und Deutschlands Eger,
Ich habe sie vereinigt meinem Reich — — —“

Deutsche Kultur und Literatur wurden jedoch unter der Regierung der Premysliden sehr gefördert.

Wenn der Verfasser des Aufsatzes „Ueber den Ortsnamen Weitra“ erwähnt, daß die Stadt nichtrömischen Ursprungs sei, wie die hier allerorts bekannte Sage von der Ableitung des Ortsnamens aus Veits Rache berichtet, und „daß niemals Römer hinkamen“, so besitzt er gewiß weitere geschichtliche Belege hierüber; diesbezügliche Aufklärungen aus seiner bewährten Feder wären äußerst dankenswert und allen zum Nutzen, welche unsere Stadt kennen und lieben.

Wenn wir die Sage über die Entstehung des Namens aus römischem Ursprung aufgriffen, so geschah dies, weil wir es nicht für so undenkbar hielten, daß sie ein Körnlein Wahrheit enthält: Das römische Pannonien mit den uns überlieferten Städtenamen, wie Vindobona, Carnuntum usw., lag nicht so weit entfernt, daß nicht möglicherweise ein Teil der das Land überflutenden Kriegstruppen, wie es heißt „von denen römischen colonien an der Donau in ober Pannonien getrenet, sich weiters gegen Norden gewendet haben“. Wörtlich heißt es in der Urkunde: „daß also Weitra oder Veitradh von Römern erbaut, ist abzunchmen aus einem alten Kirchengebäu mit catacumbis negst der St. Peters und Pauls Pfarrkirchen allda — —.“ Auf Grillparzer zurückkommend, sei noch beigelegt, daß der vorerwähnte Zeitgenosse des Dichters uns auch in Kenntnis darüber setzt, warum das Drama damals bei der obersten Regierung vorerst Anstoß erregte, ja daß es als Manuskript zwei Jahre lang in der Zensur verblieb, sogar schon als verschollen und verloren galt, trotz seiner Verherrlichung Rudolfs von Habsburg, des Gründers der Dynastie: „dem tschechisch verbliebenen Teile Böhmens sollte die Erinnerung an die Niederlage Ottokars erspart werden, obwohl dieser Ottokar selbst ein Reformator im deutschen Sinne gewesen und den separatistischen Tschechen fernestehen sollte.“

Dorfgeschichten aus unserem Waldviertel.

Das Federmandl.

Von L. Sturm-Tannwald, Wien.

O ihr traulichen Winterabende mit dem lustig flackernden Herdfeuer und dem engen Zusammenrücken um den großen Tisch, der in der Stube meiner Eltern stand! Wie lebendig steht ihr vor mir, wenn mich zu beschaulicher Stunde der Gedanken Flug zurückträgt an die Stätte meiner Kindheit! Da sehe ich sie noch sitzen, die braven Nachbarinnen meiner Mutter, die Julie Ritsch, die alte Uhlmann, die Haas-Lene und wie sie alle hießen, jede emsig beschäftigt mit dem Federnschleifen. Denn die während des Jahres gerupften und in einer großen Tuchent aufbewahrten Gansfedern wurden nur an den langen Winterabenden geschliffen, das heißt, ihrer Bärte entledigt. Jede der Frauen hatte vor sich einen Teller stehen, aber umgedreht, unter den sie von Zeit zu Zeit den zarten Flaum schob, damit er nicht davonflöge, und während eine Petroleumlampe ihren trauten Schein über die warme Stube goß, plauderten und schwatzten die Besucherinnen, daß die Zeit im Nu verstrich und es oft spätnachts wurde, bis sie auseinander gingen.

Wir Kinder kauerten meist in einer Ecke und lauschten gespannt den Dingen, die da aufs Tapet kamen. Besonders interessierte es uns, wenn von Gespenstern die Rede war. Wenn da so recht gruseliges Zeug erzählt wurde, daß einem die Gänsehaut über den Rücken lief, da kuschelten wir uns eng aneinander und wagten kaum zu atmen vor Erregung. Da geschah es oft, daß wir uns nicht allein ins Bett getrauten aus Angst, es könnte uns so ein Geist oder Gespenst beim Kragen packen und unser kostbares Leben auslöschen.

Den Schluß des meist mehrere Abende währenden Federnschleifens bildete immer die Aufstellung des Federmandls. An dem Abend nämlich, an dem die letzten Federn drankamen, wurde eine aus ein paar kräftigen Rielen und einigen Äpfeln und gedörrten Zwetschen hergestellte Figur in die Mitte des Federberges gestellt, die den Schutzpatron der Federnschleifer, eben das Federmandl, darstellte. Man wollte dieses dadurch, daß man es gewissermaßen in den Mittelpunkt der Arbeit rückte, ehren und ihm dafür danken, daß alles zu gutem Ende gediehen war. Meine Mutter setzte an diesem Abend ihren Helferinnen eine große Schüssel mit Krapfen und einen guten Kaffee vor, um sie für ihre treuen Dienste zu belohnen.

An einem solchen Abend nun erzählte die alte Schanzin, ein in der Erfindung von Schauergeschichten besonders bewandertes Weiblein, gar schreckliche Dinge, und zwar diesmal vom Federmandl selbst:

„Ja“, sagte sie, „ihr dürft nicht glauben, daß uns das Federmandl immer als der gute Geist erscheint, als den wir es heute ehren. Es kann auch recht böse sein, namentlich wenn es auf ungute Leute stößt. Dann quält und seckiert es diese und spielt ihnen allerhand Schabernack. Der Heger-Lenz hat mir einmal erzählt, daß es sich ihm mitten in der Nacht, während eines Birschganges, auf den Rücken gehockt und ihm den Hals zugeschnürt hat, daß er beinahe erstickt wäre. Erst durch einige kräftige Stoßgebete ist es ihm gelungen, den Bann zu brechen. Und dann erkennt man es auch nicht immer gleich, weil es die Fähigkeit besitzt, sich in verschiedene Gestalten zu verwandeln. Das eine Mal geht es als Mensch neben uns her und begleitet uns ein Stück Weges, um dann plötzlich zu verschwinden, dann wieder huscht es als Fledermaus umher und fliegt uns ins Haar, oder es richtet sich auf offener Straße als Mauer vor uns auf, daß wir nicht weiterkönnen.“

„Ja, das hab' ich schon gehört“, bestätigte Mäli, die Magd, die mit bei Tisch saß, „ich selber hab' einmal geglaubt, daß ich von ihm verfolgt werde. Wie meine Mutter noch hinten im Graben gewohnt hat und ich alle Abende von meinem früheren Dienstplatz nach Hause schlafen gehen mußte, da hat der Weg mich immer an einer alten Scheuer vorbeigeführt; da ist es mir einmal vorgekommen, wie wenn mir ein großer Hund nachließ. Ein Aussehen hat der gehabt, sag' ich euch! Einen Kopf wie ein Nilpferd und sechs Beine! Dazu nicht Haare am Leib, sondern

Stacheln! Ich hab' mich ordentlich gefürchtet. Bin ich stehengeblieben, blieb er auch stehen, lief ich weiter, setzte er sich auch wieder in Trab. Dabei hat er schrecklich geknurr't."

"Angefallen hat er dich aber nicht?" spottete die Julie Nitsch, die sich gerne als die Aufgeklärte aufspielte.

"Nein, das nicht, aber ich bin auch gerannt wie närrisch."

"Na, seht ihr", nickte die Schanzin befriedigt, „da hört ihr's mit eigenen Ohren."

"Ja", begann Toni Gläß, die Tochter des uns benachbarten Kaufmannes Gläß, „an Gespenster glaub' ich gerade nicht."

"Natürlich", unterbrach die Schanzin und horcht aufmerksam.

"Aber bei der Nacht — ihr wißt, sie ist ja keines Menschen Freund — wenn ich da manchmal durch das enge, finstere Pfortel auf den Hauptplatz gehe, da schreit immer von der Stadtmauer ein Käuzchen, ob ihr's glaubt oder nicht, mir geht's immer durch und durch."

"Ja, man munkelt davon", behauptet Mali, „daß es beim Pfortel umgeht, da soll man manches schon gesehen haben, unter anderem einen überlebensgroßen Mann mit einem Totenkopf und nur auf Stelzen sich fortbewegend."

"Hört auf!" fiel Seß, der Knecht ein, der beim Ofen saß und seine Pfeife schmauchte „das ist ja Unsinn, heute, in unserer aufgeklärten Zeit, wer wird denn da an solche Sachen glauben? Wenn man euch zuhört, möcht' man sich ja rein fürchten. Einbildung ist das Ganze. Ja, daß man sich was einbildet und nachher glaubt, daß es wirklich gewesen ist, das geb' ich schon zu, und daß das nicht immer angenehm ist, mag auch sein."

"So ist es mir einmal ergangen", berichtete die Julie Nitsch; „da ging ich einmal — spät am Abend war's — am roten Kreuz vorbei, ihr wißt ja, das neben dem Wege steht, der nach Bocksdorf führt; da sah ich, wie immer eine Frau mit dem Tragkorb zwischen den Feldern läuft. Wie ich stehenbleibe, bleibt sie auch stehen, wie ich weitergehe, geht sie auch weiter, gradso, wie's der Mali mit dem Hund gegangen ist; mir perlt schon der Angstschweiß auf der Stirn. Da sehe ich mir die Geschichte näher an, und — was glaubt ihr wohl, was es war? — Ein Strauch!"

"Das ist schon möglich", fiel jetzt die Haas-Vene, meiner Mutter Wäscherin, ein. „Da ist draußen am Ortsrande, bei der Kapelle, ein Baum, da hat schon mancher geglaubt, es hängt einer dran. Der Baum hat so eine Form."

Unter solchen Gesprächen verging der Abend und die alte Schanzin, die am weitesten von uns entfernt wohnte, drängte zum Aufbruch.

"Geh', Bub, sperr' der Nachbarin das Hostor auf!" gebot mir die Mutter, indem sie mir eine Kerze zum Leuchten und den mächtigen Haustorschlüssel übergab, „aber gib acht, daß dir der Wind nicht das Licht verlöscht!"

Es war nämlich eine finstere, stürmische Nacht. Der Wind heulte in allen Tonarten und der Regen klatzte in schweren Tropfen gegen die Scheiben. Nun hatte ich noch den Kopf von all den Dingen voll, die ich soeben vernommen, mir standen, wie man sagt, alle Haare zu Berg, und da sollte ich nun mit der Alten über die finstere Flurtreppe und den einsamen Hof zum Haustor. Das war mir höchst unangenehm. Ich wehrte mich daher, indem ich vorschückte, ich sei schon ausgezogen und hätte nur die Pantoffel an, denen die Kälte leicht schaden könne. Aber da hänselten meine Brüder:

"Hast vielleicht Furcht, du Hasenfuß, daß du dich nicht getraust? Da spielst du dich immer als den Mutigen auf, und wenn du zeigen sollst, daß du wirklich unerschrocken bist, fällt dir das Herz in die Hose!"

"Paß' auf, draußen steht einer", neckte Seß, der Knecht, „wenn er dich erwischt, dreht er dir den Kragen um."

Da nahm ich alle meine Courage zusammen und verließ mit der Nachbarin die Stube. Draußen wies es sich, daß die Mahnung meiner Mutter berechtigt gewesen. Ein heftiger Windstoß fuhr mir ins Licht und verlöschte es. Wir mußten uns im Finstern weitertappen. Indessen gelangten wir ungefährdet ans Haustor.

Ich sperrte auf und ließ die alte Schanzin hinaus. Ich hörte noch ihre schlurfenden Tritte, die sich entfernten, und wollte schon, nachdem ich abgesperrt, wieder fehrts machen, da fuhr ich heftig zusammen. Ich vernahm von dem neben dem Haustor stehenden Birnbaum ein deutliches Kraken und Scharren. Gleichzeitig sah ich etwas Weißes gespensterhaft durch die Aeste huschen und zwei feurige Augen verderbendrohend auf mich herabglühen.

Das Federmann! — durchfuhr's mich. Ich stand wie festgewurzelt. Im nächsten Augenblick aber jagte ich, wie von Furien gepeitscht, über den Hof und die Treppe zurück in die Stube mitten hinein unter die noch im besten Blausch beisammensitzenden Weiber.

„Das Federmann!“ schrie ich, „das Federmann! ist draußen!“

„Jesus, Maria“, kreischte die Julie Nitsch und fuhr von ihrem Stuhl empor, „wir sind verloren. Ich bitt' Sie, Josef, schützen Sie uns.“ Sie hob beschwörend vor dem Knecht die Hände.

„Nein, sperren wir uns lieber da im Nebenzimmer ein“, schlug die Glas-Toni vor, „da kann es nicht herein. Wenn wir die Tür mit dem Tisch und mit Sesseln verrammeln, sind wir sicher.“

„Das nützt nichts“, widersprach die Nitsch, „ein Geist geht durch Türen und Wände.“

„Mein Gott“, stöhnte die Haas, „ich hab' kleine Kinder zu Hause, wenn mir was passiert, was soll denn da werden.“

„Ich gehe heut nicht in die Waschküche schlafen“, wimmerte die Mali, „lieber bleibe ich heroben die ganze Nacht wach!“

„Jetzt hört aber auf mit dem Gejammer!“ fuhr Seß polternd dazwischen, „schämt euch doch, so zu heulen! Wir werden gleich sehen, was es mit dem Geist ist.“

Mit diesen Worten sprang er auf, erwischte die Holzhacke, die neben dem Ofen lehnte, und eilte auf den Hof. Eine Weile lautloses, atembeklemmendes Schweigen, dann aber ein grelles Aufquietschen und Kreischen, daß es durch Mark und Bein ging.

„Jesus, jetzt hat's ihn!“ jammerte die Nitsch zähneklappernd und schlug ein Kreuz.

„Heilige Mutter Anna, steh' ihm bei“, flehte die Haas, und die Mali fing an zu beten: „Vater unser ...“

Da trat Seß wieder in die Stube, in der einen Hand die Hacke, in der andern die — Hauslücke, die er triumphierend emporhielt:

„Da habt ihr eueren Geist!“ rief er lachend und schleuderte das erschreckte Tier zu Boden, daß es aufschrie und sofort unter den nächsten Kasten schoß.

Ein allgemeines „Ah!“ der Befreiung ging durch die Runde. Dann aber brach's los:

„Natürlich, das kommt davon, wenn kleine Kinder am Abend so lange aufbleiben, da müssen sie jedes Wort hören und dann fürchten sie sich vor einer Kack.“ Die Haas-Lene warf mir einen vernichtenden Blick zu.

„Ja, Kinder gehören am Abend ins Bett“, bekräftigte die Julie Nitsch, „den Tod könnt' man sich holen bei so einem Schreck.“

„Ich hab' mir's gleich gedacht, daß das mit dem Geist nur Einbildung ist“, triumphierte die Toni, „aber ihr seid ja so furchtsam und dann hat der Bub so geschrien.“

„Ich bin schon zu jeder Nachtzeit in die Waschküche gegangen und noch nie ist mir ein Geist begegnet“, beteuerte Mali.

Nur einer gab sich keine Mühe, seinen Schreck zu verbergen. Der saß, noch an allen Gliedern zitternd, im Winkel und starrte mit weit aufgerissenen Augen nach der Tür, durch die er jeden Augenblick das Federmann! schreiten zu sehen glaubte. Und dieser eine war — ich.

Das ist die Geschichte vom Federmann! an die ich mich immer wieder erinnere, wenn des Winters lange Abende mich ans Zimmer fesseln und traulicher Lampenschimmer mich einspinnt in Träume von jenen seligen Zeiten, die nie mehr wiederkommen im Leben, von jenen der goldenen Jugend.

Briefkasten

Johann Ebenhöb, Kfm., Würrsdorf. Die Mitteilung ist uns sehr wertvoll. Sie zeigt Ihre große Liebe zum Gegenstande und wahres Verständnis. Herzl. Gruß und Dank!

L. Büdl, Krems. Mit Gr.-Gerungs sind wir wohl in Verbindung, aber örtlichen Mitarbeiter besitzen wir keinen. Könnten Sie uns raten? Herzl. Gruß und Dank!

Heinrich Schneider, Dir. i. R., Krems. Genannter ist noch nicht Bezieher. Wir werden ihn einladen. Besten Dank für Ihre Aufmerksamkeit. Herzl. Gruß!

Franz Schrug, Beamter, Wien, 19. Bez. Besten Dank für die Neuwerbung. Herzl. Gruß!

K. Soukup, Schulltr., Dedt. Bezugsumschreibung wurde vorgenommen. Herzl. Gruß und Dank!

Hans Blach, Gmünd II. Die neue Sendung von sieben Ansichtskarten erhalten. Herzl. Dank für die liebe Mühe. Besten Gruß!

J. Ladner, Bchldg., Eggenburg. Ihre Einzahlung vom 10. Februar 1932 wurde auf 1933 überschrieben, da Sie bereits am 24. September 1931 für 1932 einzahlten. Herzlichen Gruß und Dank!

Adolf Hirsch, Eggenburg. Ihre Einzahlung vom 10. Februar 1932 wurde auf 1933 überschrieben, da Sie bereits am 3. November 1931 für 1932 einzahlten. Herzl. Gruß und Dank!

Rudolf Sig, Baum., Zwettl. Besten Dank für Ihre Mitteilung. Wir werden uns mit dem Oesterr. Burgenverein jedenfalls ins Einvernehmen setzen. Herzl. Gruß!

J. Weilgunn, Harmannschlag. Ihre Mitteilung ist richtig. Bitte, den Irrtum zu entschuldigen. Herzl. Grüße und Dank!

Leopold Nowotny, öff. Notar, Wien, 6. Bez. Der genannte Herr ist schon Bezieher! Herzl. Gruß und Dank!

Dr. Frz. K. Glaz, Ob.-Mag.-R. i. R., Wien, 1. Bez. Herzl. Dank für Ihre Spende von S 1.50. Besten Gruß!

Maria Ernst, Ob.-Raabs; Anton Wielach, Sigendorf; Josef Wieser, Neu-Magen: Vielen Dank für die schönen Karten. Herzl. Gruß!

Verein für Landeskunde und Heimatschutz von Niederösterreich und Wien.

1. Bez., Herrengasse 13.

Programm der Veranstaltungen in der Zeit vom 1. März bis 15. April 1932:

- 5. März: Univ.-Doz. Dr. K l e b e l: „Aufgaben der historischen Kartographie in Niederösterreich.“ (47)
- 12. März: Besuch von Schloß und Baumschule Hirschstetten. 3 Uhr. Linie 25, 217. (N)
- 19. März: Hofrat Dr. S c h n e r i c h: „Zwischen den Handn-Jubiläen der Jahre 1909 und 1932.“
- 30. März: Besuch der Goethe-Ausstellung der Albertina. (N)
- 9. April: Univ.-Prof. Dr. B i e r h a p p e r: „Die Rotbuche in Niederösterreich.“ (21)

Die Vorträge beginnen wie gewöhnlich um 6 Uhr abends, die Zahl in Klammern ist die Hörsaalnummer. N ist Nachmittagspartie.

Museum der Stadt Krems.

Tätigkeitsbericht.

In der Sitzung des Verwaltungsausschusses am 21. Jänner l. J. legte die Museumsleitung den 36. Jahresbericht über das Jahr 1931 vor, der einstimmig genehmigt wurde. Demselben ist folgendes zu entnehmen: Am 3. Juni v. J. feierte das städtische Museum sein fünfzigjähriges Bestandsfest, worüber Folge 5 dieses Blattes ausführlich berichtete. Damals erfolgte auch die Eröffnung des Lapidariums, das nun eine Sehenswürdigkeit für sich bildet, und der neu aufgestellten prähistorischen Sammlungen, die besonders in der letzten Zeit durch interessante Funde bedeutend vermehrt wurden. Auch die übrigen Sammlungen, einschließlich der des Weinmuseums, weisen viele bedeutsame Neuerwerbungen auf, die von dem verständnisvollen Interesse vieler Spender Zeugnis geben. Das gesamte reichhaltige Inventar erfuhr eine genaue Revision und an Stelle des bisherigen Zettelkataloges wurde eine neue Kartothek angelegt. Die Errichtung des Lapidariums machte die Uebersiedlung des Stadtarchivs in andere Räume notwendig, wo es bis zur endgültigen Aufstellung im Rathause verbleiben wird.

Einen schweren Verlust erlitt der Museumsauschuß durch den Tod seines langjährigen Mitgliedes, des großen Forschers Dr. Josef B a n e r, der als treuer Freund und Förderer des Museums diesem stets mit Rat und Tat zur Seite gestanden ist.

Haupt- und Weinmuseum waren von Ostern bis 1. November v. J. täglich von 10 bis 12 Uhr geöffnet; das Weinmuseum war auch im Winter an jedem Vormittag allgemein zugänglich. Die Gesamtzahl der Besucher betrug im Hauptmuseum 2100, im Weinmuseum 1998; unter diesen befinden sich 19 korporative Besuche und 18 Schulen mit 654 Schülern.

A. Brudner.

Verein der Waldviertler in Wien.

Vereinsheim: 9. Bez., Garelligasse 3.

Obmann: Hofr. Dr. F. Schönbauer, 16. Bez., Montleartstraße 37.

Der „Waldviertler Abend“ am 1. Dezember 1931 war überraschend gut besucht und gestaltete sich, vermutlich im Gedenken an den Abschluß des 40. Vereinsjahres und in Anwesenheit der als liebe Gäste erschienenen Vertreter der Waldviertler Hochschülerverbindung „Waldmark“ und des Brudervereines „D' Waldviertler in Wien“, recht unterhaltsam. Der Obmann begrüßte mit herzlichen Worten die Gäste und Mitglieder, gedachte der Aufgaben und Ziele unserer landsmannschaftlichen Verbände, der langjährigen geleisteten Arbeiten und erzielten Erfolge und mahnte in eindringlicher Weise, auch in Zukunft der Heimat und der bedürftigen Heimatgenossen zu gedenken. Die vorzüglichen musikalischen und heiteren Gesangsvorträge unserer jungen Landsleute von der „Waldmark“ bewirkten alsbald eine gehobene und vergnügte Stimmung, so daß man schließlich nur ungern Abschied nahm, mit dem aufrichtigen Wunsche: Auf ein frohes Wiedersehen!

Die eigentliche Bierzigjahrfeier wird erst am Donnerstag, den 3. März 1932, im Festsaale des Deutschen Schulvereines Südmark in Wien, 8. Bez., Fuhrmannsgasse 18, stattfinden und wir wiederholen unsere herzliche Einladung an alle Waldviertler und Freunde unserer Heimat. Einladungen und Auskünfte durch den Schriftführer Adolf Markiewicz, Wien, 19. Bez., Hutweidengasse 8.

Geselligkeitsverein „D'Waldviertler G'mütlichkeit“.

Sitz: Wien, 17. Bez., Kirchberggasse 7, A. Grubauers Gasthaus.

Unser 26. Waldviertler Kränzchen hat am 14. Februar beim Stalehner wie alljährlich einen vollen Saal gemacht. Der Waldviertler ist lebensfroh, ob mit oder ohne Geldsorgen, er läßt sich nichts anmerken, ohne großzutun. Das Kränzchen hat diesen Gemütszug bewiesen. Heiterkeit und Tanzfreude herrschten bis zum Schluß und der Abend wird erst vergessen sein, wenn das 27. Waldviertler Kränzchen 1933 eröffnet wird.

Geselligkeitsverein der Oberen Waldviertler in Wien.

Anschrift: Obmann Florian Kafka, Wien, 19. Bez., Barawitzlagasse 12, 1. Stock, Tür 20.

Wer von den Waldviertlern in Wien unseren „Vierten Ball“ besuchte, denkt mit Begeisterung zurück. Feste zu feiern versteht der Waldviertler, er ist selbst froh und läßt andere nicht mürrisch sein. Zwar hat der Ball von der Vereinsleitung wieder viel Arbeit gefordert, aber sie wurde gerne geleistet. Den einzelnen Mitgliedern, die durch ihre Mithilfe mitwirkten am schönen Gelingen, noch einmal an dieser Stelle herzlichen Vereinsdank. Jetzt wieder mit frischer Arbeit werben und einladen, es gibt noch genug Waldviertler in Wien und unser Verein nimmt sie gerne auf.

Wohltätigkeits- und Geselligkeitsverein „D'Waldviertler“ in Wien.

Obmann J. Nigisch, Wien, 6. Bez., Stumpergasse 9/31.

Die Hauptversammlung im Jänner wurde in der üblichen Form, mit einem Heimatabend verbunden, durchgeführt. Es wurde darüber schon in Folge 1/32 berichtet. Mitzuteilen wäre noch:

Die Neuwahlen brachten die bisherige Vereinsleitung fast unverändert wieder. Der Mitgliederstand ist 400. Die Mitgliedsbeiträge allein deckten nicht einmal die Kosten der Vereinsmitteilungen und die sonstigen Spesen, der Verein hält aber trotzdem an dem bisherigen Jahresbeitrag von nur S 1.— und allen Begünstigungen fest. Mit den Waldviertler Brudervereinen in Wien suchten wir freundschaftliche Beziehungen zu pflegen und hoffen auf fallweise Zusammenarbeit in gemeinsamen Heimatangelegenheiten. Es gilt noch viele Landsleute zu erfassen, die nicht alle in einem Vereine Raum und Gelegenheit zur Mitarbeit haben. Unser nächster Vereinsabend nach dem Faschingskränzchen beim Stalehner findet im Vereinsheim Spak am Sonntag, den 13. März, um 18 Uhr statt. Abwechslungsreiches, heiteres Programm, Salonquartett. Eintritt für Mitglieder S —.60, für Gäste S 1.—. Pünktlicher Beginn! Landsleute willkommen!

Ab Mai jeden Monat ein geselliger Ausflug. Für Mitglieder ermäßigte Teilnehmerpreise!